

Leseprobe aus:

Frank Bresching
Das verlorene Leben
Psychothriller



10. Kapitel

Ich saß auf dem Schreibtischrand, ausgezogen bis auf meine Unterhose und das Unterhemd. Die Heizung lief auf Hochtouren, es war angenehm warm im Zimmer. Hinter den halb zugezogenen Vorhängen war mittlerweile ein runder Mond aufgegangen, der hoch am Himmel stand, als wollte er von dort oben alles überblicken. Das Dorf, den See und das Hotel.

Ich hatte die Augen geschlossen und lauschte. Da war nichts außer dem Geräusch meines eigenen Atems und dem rhythmischen Laut meines Herzschlags, der bis hinauf in meine Ohren dröhnte. Ansonsten war es still. Wohltuend still. Ich genoss die Ruhe.

Allerdings schwirrte mir immer noch der Disput zwischen Arno und Rafael im Kopf herum. Nachdem wir gegessen hatten, teilte Rafael uns mit, dass wir uns erst morgen Abend wieder im Restaurant treffen würden, und zwar um dieselbe Zeit. Der alte Schneider erwartete uns gegen zwei Uhr am Mittag.

Rafael warf uns einen prüfenden Blick zu, bevor er uns mitteilte, dass er selbst nicht mitkommen könne. »Ich weiß ja, was Schneider euch erzählen wird, außerdem muss ich dringend nach Köln zurück«, sagte er fest entschlossen.

Arno verzog den Mund. »Du kommst nicht mit? Du forderst uns auf, Schneider einen Besuch abzustatten, ohne uns darüber zu informieren, was der alte Dreckskerl am See beobachtet haben will, und dann treffen wir uns erst morgen Abend wieder?« Er stand wutentbrannt auf und sah mich und Jürgen geradezu Hilfe suchend an.

Wir rührten uns nicht, warteten auf Rafaels Antwort.

»So ist es. Es geht nicht anders«, erwiderte Rafael schlicht.

Er sagte es, orderte die Rechnung und wir saßen nur da,

stumm wie ein paar Fische. Wir ließen ihn gewähren, ohne dass wir eine weitere Erklärung verlangten.

Rafael bezahlte, und als wollte er den aufflackernden Streit mit Arno beiseite wischen, fragte er, ob er ihn mit seinem Wagen nach Hause bringen solle.

»Mach dir bloß keine Umstände. Ich gehe zu Fuß. Die Luft wird mir den Kopf kühlen«, antwortete Arno sichtlich verblüfft.

Nachdem wir uns voneinander verabschiedet hatten, war Arno mit Wut im Bauch davongestapft. Jürgen und ich hatten ihm noch das Versprechen abgerungen, dass wir uns am nächsten Tag um Viertel vor zwei am Marktplatz trafen, um von dort aus gemeinsam zu Schneider zu gehen. Wir würden Rafaels Aufforderung nachkommen, allein deshalb, um die eigene Neugierde zu stillen.

Rafael war nach Köln zurückgefahren, nur Jürgen und ich übernachteten im Hotel. Unsere Zimmer lagen in demselben Stockwerk, nur wenige Türen trennten sie. Auf dem Weg dorthin waren wir schweigsam nebeneinander hergegangen, jeder hing eigenen Überlegungen nach. Wir mussten die Eindrücke des Abends erst verdauen. Ich blieb nicht einmal stehen, als wir Jürgens Tür erreichten. Wir wünschten uns eine gute Nacht, dann war jeder von uns allein.

Allein, ja, das war ich in diesem Moment und dafür war ich dankbar.

Ich betrachtete den schwachen Lichtkegel an der Wand, den die kugelförmige Tischlampe dorthin warf. Eine Fliege schwirrte in dem hellen Schein herum, ein schwarzer Punkt, der beleuchtet wurde. So wie Arno, Jürgen und ich. Und Rafael war es, der die Lampe ausrichtete und den Strahl auf uns lenkte. Er beobachtete, was passierte. Sicherlich wusste er mehr, als er uns sagte. Er hatte etwas in Bewegung gesetzt, etwas losgetreten, und wir ließen uns darauf ein. *Rien ne va plus*, nichts geht mehr. Die Kugel rollt. Alles dreht

sich um unser Glück und unser Unglück. Und der Croupier lächelt uns zu. Vielsagend, wissend.

War es so? Lag ich mit meinen Vermutungen richtig? Der morgige Tag würde hoffentlich mehr Klarheit bringen.

Ich schloss die Augen und sinnierte plötzlich darüber, wie zynisch es war, dass eine einzige Tat, eine einzige Handlung das Leben von so vielen in Mitleidenschaft ziehen oder sogar zerstören konnte. Unser aller Dasein war von dem Mord an Flora beeinflusst worden. Die Beeinträchtigung hatte verschiedene Formen angenommen, und obwohl sie sich in ihrer Intensität unterschied, hatte sie niemals von uns gelassen. Bis heute nicht. Aus dieser Perspektive betrachtet war es sicherlich gut, dass wir hier waren. Dass wir das Ganze zu einem Abschluss bringen würden.

In dieser Nacht bewegte ich mich irgendwo zwischen einem fahlen Dämmerzustand und einem friedlosen Schlaf. Irgendwann erwachte ich.

Von Dunkelheit umhüllt lag ich quer auf der Bettdecke. Mein Brustkorb hob und senkte sich, mein Atem rasselte, als hätte ich gerade hundert Meter in einem wahnwitzigen Tempo zurückgelegt. Ich lag unbequem auf meinem Rücken und stierte in die mich umgebende Schwärze. Mein linkes Bein war kalt und steif, also winkelte ich es an und bewegte meinen Fuß. Dabei spürte ich eine sanfte Berührung an meinem Unterschenkel, als würde ein Finger über meine Haut streicheln. Es war die Mullbinde, sie hatte sich bis auf ein oder zwei Wickel gelöst und hing lose um meine Wade.

Ich stieß einen Fluch aus und richtete mich ruckartig auf. Der beißende Schmerz in meinem linken Knie kam zwar unerwartet, ebte aber gleich wieder ab, als ich mein Bein ausstreckte. Dennoch war ich verunsichert. War die Wunde wieder aufgeplatzt?

Ich tastete über die Ablage neben meinem Bett, fand den Schalter und knipste das Licht an.

Der Verband schlackerte tatsächlich um meinen Unterschenkel. Ein roter Fleck zeichnete sich auf dem Stück ab, das wie ein kläglicher Rest an meinem Knie klebte. Ich entfernte die Binde und sah, dass die Verletzung an einer Stelle auseinanderklaffte. Rosafarbenes Fleisch schimmerte durch das Gemisch von Jod, getrocknetem und frischem Blut. Mein Schlaf musste noch unruhiger gewesen sein, als ich es selbst wahrgenommen hatte, denn der Verband hatte sich gelöst und war über die Wunde gescheuert, wohl weil ich mich zu hektisch bewegt hatte.

Ich entfernte die Binde von meinem Bein und stand auf, um ins Bad zu gehen und die Wunde erneut zu behandeln. Doch ich kam nicht weit. Nach zwei Schritten hielt ich abrupt inne und zuckte wie vom Blitz getroffen zusammen.

Das Foto klebte auf Augenhöhe neben dem Wandschrank. Ein Teil des braunen Klebepflasters, das ich zum Fixieren des Mullverbandes benutzt hatte, hielt das Bild an der Tapete. Es war nicht zu übersehen.

Ich sollte es auch nicht übersehen.

Es war für mich bestimmt.

Flora auf der Wiese, mit der Margerite im Haar. Und einem dunklen Blutfleck am Kopf.

Ich verstand das Ganze sofort. Es war einfach zu offensichtlich. Es war mein Blut, stammte aus meiner Wunde. Der Verband hatte sich nicht von selbst gelöst. Wie in Trance stellte ich mich vor das Foto und wischte mit dem Zeigefinger darüber, als wollte ich mich vergewissern, dass es sich wirklich um Blut handelte. Es war Blut. Ich verschmierte es und Floras Gesicht verschwand hinter einem roten Streifen. Welcher kranke Geist wollte mir auf diese Weise einen Schrecken einjagen? Wer hatte sich an meinem Mullverband und an meiner Verletzung zu schaffen gemacht, das Foto aus dem Kästchen im Wandschrank genommen und es mit meinem Blut beschmutzt?

Jemand war hier eingedrungen, ohne dass ich es bemerkt hatte, und das war erschreckend. Noch erschreckender war allerdings, dass dieser Eindringling wohlüberlegt und gezielt gehandelt und damit gerechnet haben musste, dass ich aufwachen würde. Dann hätte er reagieren müssen ...

Das Begreifen überfiel mich so unerwartet wie das schrille Heulen eines Rauchmelders, das einen für den Bruchteil einer Sekunde lähmt, bevor man sich endlich regt. Ich fröstelte, als würde ich in eine mit Eiswürfeln gefüllte Wanne steigen. Gleichmaßen versuchte ich, mich zu konzentrieren, zu denken, einen Sinn in der Handlung zu erkennen. Ich scheiterte. Ich war viel zu benommen.

Stattdessen übernahm mein Instinkt das Kommando. Ich öffnete die Tür des Wandschranks. Meine Kleidung lag nach wie vor ordentlich sortiert in den Fächern. Nur der Stapel mit den Hemden und Pullovern, der das Kästchen verdeckt hatte, war beiseite geschoben und der Deckel des Kästchens nach oben geklappt worden.

Obwohl scheinbar nichts fehlte, fühlte ich mich dennoch beraubt. Das Foto war besudelt worden, jemand hatte mein Andenken an Flora verunglimpft.

Ich kontrollierte die Zimmertür. Sie war unverschlossen. Ich zog die Tür auf und trat in den Flur, um zu prüfen, ob sie in diesem Zustand von außen geöffnet werden konnte. Das war der Fall.

Es war also kein Problem gewesen, in mein Zimmer zu gelangen. Im Grunde genommen trug ich selbst die Schuld daran. Ich war leichtsinnig gewesen, weil ich nicht abgeschlossen hatte.

Ich drückte die Tür wieder zu. Ich wollte mir einreden, dass es keine große Sache war. Eigentlich war ja nichts passiert. Wenn der unbekannte Eindringling es ernstlich auf mich abgesehen hätte, dann hätte er mich im Schlaf überraschen können. Ich hätte mich kaum verteidigen können.

Aber es war eine große Sache. Eine sehr große Sache. Irgendjemand hatte es auf mich abgesehen und es würde mir nicht gelingen, mich vom Gegenteil zu überzeugen. Nicht umsonst klebte das Foto an meiner Wand wie eine unausgesprochene Drohung. Eine Warnung.

Etwas schlug gegen die Fensterscheibe und lenkte mich ab. Ich wartete drei, vier Sekunden und durchquerte den Raum. Dabei hörte ich es erneut. Ein kleiner Stein, vielleicht ein Kiesel, klatschte gegen das Glas.

Mit einem Ruck zog ich die Vorhänge beiseite und schaute in die vom Schneetreiben geprägte Nacht hinaus. Über die leere, von Straßenlaternen beleuchtete Bundesstraße hinweg zu dem in Finsternis liegenden Waldstück. Zwischen zwei hohen Tannen glomm ein winziges, rötliches Licht auf. Ich presste die Augen zusammen und rückte mit meiner Nase dicht ans Fenster.

Zeichnete sich dort unten ein Schatten ab, der auf die Straße fiel? War es das Glühen einer Zigarette, das ich gesehen hatte? Mein Blick bohrte sich regelrecht durch das Dunkel, bis ich mir sicher war, eine schemenhafte Gestalt zu erkennen.

Ob es mein nächtlicher Besucher war, der dort unten stand? Ich stellte mir vor, wie er im Schutz des Waldes auf mich wartete, rauchend und mit einem hämischen Grinsen. Und gleichzeitig beschäftigte mich die Frage, ob er eine Wollmütze trug.

Das Glühen war erneut zu sehen, allerdings nur für einen winzigen Augenblick.

Ich spürte, wie ich von einer heftigen Empörung heimgesucht wurde, die heiß durch meine Adern schoss. Der Bursche hatte Flora mit Blut besudelt. Er hatte sie sozusagen befleckt. Ich musste ihn zur Rede stellen, vielleicht sogar noch mehr als das. In meinem Kopf blitzte das Bild von Rafael auf, wie er auf seine Peiniger einschlug. Mutig und

konsequent. Hätte ich nur ein wenig von seiner Courage, würde ich mich anziehen, nach unten laufen und den Kerl an den Eiern packen.

Sicher, es ist eine Sache, sich ein beherztes Handeln vorzustellen, und eine andere, diese Vorstellung umzusetzen. Aber mein Groll wollte nicht weichen. Im Gegenteil, er drückte alle anderen Regungen beiseite und schwoll an. Schließlich drehte ich mich um und starrte auf das Foto. Ich kippte vom schmalen Balken der Besonnenheit, auf dem ich bislang balanciert war, und hatte es auf einmal furchtbar eilig.

Ich lief zum Wandschrank, kramte eine Jeans, einen Pullover und eine Jacke hervor. In Windeseile zog ich mich an, schlüpfte in meine Winterstiefel, schnappte mir den Zimmerschlüssel von der Ablage und stürmte nach draußen.

Ich würde mir den Burschen vorknöpfen. Noch einmal würde ich nicht kneifen.

Die Luft stach wie mit spitzen Eiszapfen gegen meinen Hals, feste Schneeflocken trieben in mein Gesicht. Es war bitterkalt. Dennoch, mein Entschluss hatte nichts von seiner Kraft eingebüßt. Ich war durch den Hotelflur, das Treppenhaus und das Foyer gerannt, als würde mein Leben davon abhängen. Ohne nach rechts und links zu blicken, war ich über die Bundesstraße gelaufen – ich hatte mich nur auf mein Gehör verlassen.

Und jetzt jagte ich dem Glühen nach, das wie ein Irrlicht durch die Luft schwebte und mich durch eine verschneite Wildnis führte. Zweige und Äste schlugen gegen meine Beine, Schnee stob unter meinen Stiefeln auf. Einmal stolperte ich über eine dicke Baumwurzel, konnte mich aber gerade noch auf den Beinen halten. Ich biss die Zähne zusammen, ignorierte den Schmerz in meinem linken Bein und lief weiter, folgte der Gestalt, die nur noch ein paar Meter von mir entfernt durch das Unterholz hastete. Zum zweiten Mal

innerhalb weniger Stunden zwang ich mich zum Laufen – mit einem Unterschied. Diesmal war ich nicht auf der Flucht – wie ich es gewesen war, als ich aus dem Haus der Gimenez' stürmte –, diesmal war ich der Verfolger, der Jäger. Die Rollen waren vertauscht.

Oder tappte ich womöglich blindlings in eine Falle? Wurde ich geködert? Wenn man dem Bösen folgt, läuft man dann nicht Gefahr, ihm in die Finger zu geraten? Schlimmer noch, mit ihm zu verschmelzen?

Wir näherten uns dem See. Das Gestrüpp wurde an dieser Stelle dorniger und türmte sich wie ein fast unüberwindliches Bollwerk vor mir auf. Dornen zerkratzten meine Hände, als ich die Äste beiseiteschob. Meine Handschuhe lagen im Hotelzimmer. Ich hatte sie in der Hektik vergessen.

Meine Bewegungen waren zwar nach wie vor hastig, wurden allerdings langsamer. Schnee und Schweiß liefen mir die Wirbelsäule entlang und ich war ziemlich durchnässt. Ich spürte ein Anzeichen von Erschöpfung und plötzlich drangen erste Bedenken zu mir durch wie Tautropfen, die sich in einer Schale sammeln, bis sie überläuft.

Trotzdem bewegte ich mich weiter vorwärts. Ich holte sogar auf, kam dem Schatten immer näher, der wie ein hüpfender Ball durch das Gebüsch sprang und die Zigarette in hohem Bogen durch die Luft warf. Das Glühen erlosch, noch bevor es auf den Boden traf. Ich war jetzt noch höchstens zwanzig Schritte hinter der Gestalt und ließ mich nicht abschütteln. Mein Wille scheuchte mich weiter. Immer weiter. Ich ließ einen lang gestreckten Brombeerbusch zurück, dann trat ich auf einen verschneiten Weg.

Es war der Weg, der oberhalb der alten Hütte entlangführte.

Unserer alten Hütte, die sich in dieser Nacht wie ein düsteres Mahnmal gegen den vom Mond in ein kaltes Licht getauchten See abhob.

Ich blieb sofort stehen, als wäre ich gegen eine unsichtbare Wand geprallt. Der Fremde stand vor der Hütte, seine Konturen waren deutlich erkennbar wie formvollendete Linien auf einem scharf gezeichneten Bild. Er hatte sich erneut eine Zigarette angesteckt und wartete ab, was ich nun tun würde. Er hatte mich hierher geführt, in die Nähe der Hütte, in die Nähe des Tatorts, den ich seit jenem Mittag gemieden hatte.

Ich stand da wie gebannt. Mit offenem Mund ließ ich meinen Blick zu dem kleinen Pfad wandern, der zum Wasser führte ...

... und dabei blieb ich Flora dicht auf den Fersen.

»Ist das nicht aufregend?«, fragte sie und drehte sich zu mir um. Ihre Augen strahlten mich voller Vorfreude an. »Ich war noch nie in der Nacht hier.«

»Das war keiner von uns«, flüsterte Jürgen heiter, der wie immer bemüht war, mit uns Schritt zu halten. »Das ist für uns alle neu.«

»Seid leiser«, zischte Diego und legte seinen Zeigefinger auf die Lippen. Er hatte uns angeführt, aber jetzt stand er aufrecht vor uns und schaute uns streng an. »Schließlich wissen wir nicht, ob wir allein sind.«

»Natürlich sind wir das«, erwiderte Flora kichernd. »So verrückt ist sonst keiner. Reg dich also nicht auf.«

»Ich reg mich nicht auf, ich sag ja nur, dass wir ein bisschen ruhiger sein sollen!« Diego warf ihr einen ärgerlichen Blick zu.

»Er hat recht«, pflichtete ihm Jürgen bei. »Ich riskiere einen Haufen Ärger, wenn wir erwischt werden.«

»Na, dann lasst uns jetzt weitergehen, ich möchte endlich im See schwimmen«, sagte Flora, ohne dass ihre Stimme etwas von ihrer Fröhlichkeit verloren hätte. »Wir sind von jetzt an leiser, einverstanden, Diego?« Sie lächelte ihn an.

Ein Lächeln, mit dem sie jeden auf ihre Seite ziehen konnte, auch ihren Cousin.

Diego zögerte nur kurz, dann drehte er sich um und setzte den Weg fort. Wir folgten ihm.

Es war seine Idee gewesen, dass wir uns in dieser lauen Sommernacht an der Hütte treffen sollten, um baden zu gehen. Wir hatten uns am Nachmittag bei ihm getroffen, in seinem Zimmer rumgelungert und ein paar Platten gehört. AC/DC waren bei uns unheimlich angesagt. Angus Young und Co. salutierten ihrem an Heroin gestorbenen Leadsänger Bon Scott mit einem fulminanten *For those about to rock*. Die krachende Musik dröhnte in unseren Ohren und wir genossen unser Zusammensein. Magdalena brachte uns Chips und Limonade und zog sich sofort wieder zurück. Ich bewunderte sie für ihre Toleranz und ihr Verständnis. Sie stellte keine überflüssigen Fragen nach der Schule und ob wir uns schon auf den bevorstehenden Aufsatz vorbereitet hätten. Fragen dieser Art stellte mir Mutter hingegen jeden Tag – sie wäre sicherlich wie eine Furie in mein Zimmer gerauscht und hätte die Lautstärke reguliert.

Nun, wir waren nicht bei mir zu Hause, wir trafen uns lieber dort, wo die Freiheit für uns wesentlich größer war. Im Haus der Gimenez'. Wir hockten also in Diegos Zimmer, hörten Hardrock und diskutierten lautstark über den neuen Mathelehrer. Eigentlich fielen wir eher über ihn her, denn sein bisheriges Auftreten ließ keinen Zweifel daran, dass er zu der Gattung der kompromisslosen Pauker gehörte, die ihren Unterricht mit einer geradezu perfiden Geradlinigkeit und Strenge durchzogen. Das konnte uns natürlich nicht gefallen.

Dann erwähnte Arno plötzlich, dass er nicht nur in der Mathestunde Schwierigkeiten habe, sich zu konzentrieren. »Daran ist diese brütende Hitze schuld. Ich mache nachts kein Auge zu«, sagte er. »Und morgens stehe ich auf und

fühle mich wie nach einer Doppelstunde Sport, die wir nur auf der Laufbahn verbracht haben.«

»Geht mir genauso«, pflichtete ihm Jürgen bei. »Manchmal stelle ich mich sogar mitten in der Nacht ans Fenster und warte auf ein kühlendes Lüftchen.«

»Und, wie schläfst du, Daniel?«, fragte mich Flora und stieß mir mit dem Ellbogen leicht in die Rippen.

»Es geht so«, sagte ich. »Ist eben ziemlich warm. Bei diesen Temperaturen schläft wohl keiner gut.«

Diego strahlte über das ganze Gesicht. »Da kommt mir eine grandiose Idee«, erklärte er triumphierend. »Wenn wir ohnehin alle wach sind, treffen wir uns einfach nachts an der alten Hütte und gehen schwimmen.«

»Du willst in der Nacht schwimmen gehen?«, fragte Jürgen ungläubig.

»Klar! Das wird ein Riesenspaß! Wir werden ganz allein am See sein und müssen ihn mit niemandem teilen. Das wird aufregend! Nur wir, der Mond und das Wasser – das ist doch toll! Oder habt ihr etwa Schiss?« Diego schaute uns an, verwegen und mit einem Glitzern in den Augen, das keinen Widerspruch duldete.

»Einverstanden, das machen wir«, sagte ich spontan.

»Riesig, klatsch ab!«, freute sich Diego. Wir schlugen unsere Hände gegeneinander.

Auch Flora und Jürgen sagten zu. Nur Arno äußerte eine übertriebene Skepsis. Ihm sei überhaupt nicht wohl bei der Sache. Es wären schon eine Menge Menschen im See ertrunken, deshalb sei es keine gute Idee, dort in der Nacht baden zu gehen.

Trotzdem war auch er zu unserem Treffpunkt gekommen. Ich kannte den Grund dafür. Wir alle kannten den Grund. Aber keiner erwähnte ihn. Stattdessen kamen mir seine Bedenken in den Sinn, als wir das steinige Ufer erreichten und ehrfürchtig stehen blieben. Niemand sagte etwas. Nur

das Rauschen des Windes in den Baumkronen war zu vernehmen.

Der See lag vor uns wie eine schwarze, spiegelglatte Fläche. Er wirkte vollkommen verändert, viel größer, dehnte sich weit bis ans andere Ufer aus. Einen Herzschlag lang war er für mich mehr als nur ein ruhendes Gewässer. Er war ein schlafendes Tier, das wir wecken wollten, ohne zu wissen, wie es auf die Störung reagieren würde. Die Blicke meiner Freunde verrieten mir, dass sie ähnlich empfanden.

»Wie tief ist er eigentlich?«, fragte Flora zwei oder drei Nuancen gedämpfter als noch vor ein paar Sekunden.

»Über fünfzig Meter tief«, antwortete Jürgen prompt.

»Das ist ziemlich tief«, flüsterte Arno.

»Das ist es«, bestätigte ich.

»Was meint ihr, schwimmen viele Fische darin herum?«, hakte Flora nach. Ihre Begeisterung hatte merklich nachgelassen.

»Nicht viele«, sagte Jürgen. »Nur ein paar Hechte und Barsche.«

Wir hatten uns noch nie Gedanken darüber gemacht, was sich alles unter der Wasseroberfläche tummelte. Aber jetzt, unter dem Eindruck der zwielichtigen Dunkelheit und der Weitläufigkeit des Gewässers, war das anders. Ich glaube, in diesem Moment hätte jeder von uns am liebsten einen Rückzieher gemacht und wäre umgekehrt. Ein Wort hätte genügt und wir wären nach Hause geschlichen wie geprügelte Hunde. Aber keiner gab sich diese Blöße.

»Ziehen wir uns aus«, sagte Diego, der die Verunsicherung spürte und sie brechen wollte. Er versperrte uns den Rückzug, forderte uns geradezu heraus.

Jetzt lächelte auch Flora wieder und strahlte die gewohnte Zuversicht aus. Der Reiz des Abenteuers und der bevorstehende Nervenkitzel erfassten sie erneut und schwemmen ihre Besorgnis davon. »Ja, runter mit den Klamotten! Lassen

wir uns von der Dunkelheit und ein paar Fischen nicht den Spaß verderben!«

»Und auch nicht von einem ungunen Gefühl«, meinte Arno mürrisch.

»Also los«, sagte ich.

Wie auf ein Kommando zogen wir uns bis auf die Badehosen aus und warfen unsere Kleidungsstücke auf einen Haufen. Flora schälte sich rasch aus ihren Shorts und ihrem T-Shirt und lief die letzten Meter zum See. Wir beobachteten sie verstohlen, sahen ihr zu, wie sie sich dem Wasser näherte. Ihr gelber Bikini bildete einen auffälligen Kontrast zu ihrer gebräunten Haut, ihre Haare fielen lang ihren Rücken hinab.

Sie war wundervoll. Begehrenswert. Das Verlangen, ihr zu folgen und sie zu berühren, überkam mich wie heftiges Fieber. Ich schluckte. Es störte mich, dass ich diesen Anblick mit meinen Freunden teilen musste. Ein irritierendes Gefühl.

Halb nackt stand Flora da, wirbelte herum und sah uns fragend an. »Worauf wartet ihr? Kommt endlich!«

Ihre Worte rüttelten mich auf. Und nicht nur mich. Ich rannte los und meine Freunde jagten mir nach. Ich wollte in Floras Nähe sein. Ganz nah bei ihr. Ein wenig von ihrer Sinnlichkeit kosten.

Johlend stürmten wir vorwärts, sprangen Hals über Kopf in den See. Ausgelassen genossen wir die Kühle des Wassers. Wir schwammen weit nach draußen, tauchten durch die Schwärze und gaben uns der Illusion hin, der See gehöre nur uns. Immer wieder suchten meine Blicke nach Flora, die neben mir schwamm. Ihre Arme bewegten sich synchron zu ihren Beinen, anmutig, wie bei ihrem Ballettraining im Hof. Ihr Bikini blitzte unter der Wasseroberfläche auf. Sie winkte mir zu. Dann tauchte sie unter, verschwand im Dunkel des Sees. Ich zählte die Sekunden.

Diego kam zu mir herüber. »Wo ist Flora?«, fragte er und runzelte die Stirn.

Ich deutete zum Grund des Wassers. »Irgendwo dort unten«, sagte ich mit belegter Stimme und zählte weiter. Meine Sorge wuchs.

Unbegründet, denn Flora tauchte wieder auf. Ihr Oberkörper schoss unmittelbar vor Diego aus dem Wasser. Sie rieb sich die Nässe aus den Augen, und als sie ihren Cousin erkannte, legte sie die Arme um seinen Nacken. Ihr Bikinioberteil verrutschte. Ich sah ihre kleinen, jugendlichen Brüste und ihre dunklen, harten Brustwarzen, die Diegos Oberkörper berührten.

Mir blieb die Luft weg. Ich spürte einen heftigen Stich in meiner Brust, als würde sich ein Dolch unbarmherzig in mich hineinbohren. Meine Hände lagen flach auf dem Wasser, mein Blick klebte an den beiden fest. Jemand hatte das Standbild eingeschaltet. Schau hin, Daniel, sieh genau hin, wie sich ihre nackten Brüste an seiner Haut reiben. Seine Hand liegt auf ihrem Rücken. Sie sind sich nah. Sie küssen sich.

Warum nur? Flora, lass ihn los. Warum tut ihr mir das an? *Du sollst wissen, dass ich dich sehr mag*, hatte sie mir noch vor wenigen Tagen ins Ohr geflüstert und mir einen Kuss auf die Wange gehaucht. Und jetzt? Ihre Worte zerbrachen wie Glas. Worte, von denen ich angenommen hatte, sie seien nur für mich bestimmt gewesen. In diesem Augenblick bezweifelte ich diese Exklusivität, ahnte, dass sie ähnliche Worte schon oft gebraucht und verschleudert hatte wie billige Ware auf einem Basar. *Jürgen, ich mag dich sehr. Arno, du musst wissen, dass ich dich sehr mag.*

Und was war mit Diego? Was hatte sie ihm zugeflüstert? Ich konnte es mir denken.

Ihre Lippen lösten sich voneinander und Diego lachte. Flora lachte. Sie presste sich fester an ihn.

Lass ihn los, Flora, lass ihn los. Du tust mir weh.

Ein leises Keuchen. Direkt neben mir. Es war Jürgen. Sein Gesicht war kalkweiß. Er ruderte mit den Händen hin und her, um nicht unterzugehen. Klar, er konnte nur ein Bein benutzen. Er sah bekümmert aus. Fassungslos schaute er Flora an, betrachtete sie, wie man einen Menschen betrachtet, von dem man enttäuscht wird, der die entgegengebrachte Zuneigung abweist.

Flora beachtete uns gar nicht, sie lachte nur. Und dieses Lachen hämmerte gnadenlos in meinem und sicherlich auch in Jürgens Kopf.

Und Arno? Wo war Arno? Er schwamm auf das Ufer zu, als hätte er es plötzlich eilig. Ich erhaschte einen Blick auf sein Gesicht, auf diese verzerrten Züge, die wirkten, als würden sie von unsichtbaren Fingern lang gezogen. Ich riss mich zusammen und folgte ihm, folgte Arno ans Ufer. Ich beobachtete, wie er aus dem Wasser stieg und mit unverhohlenen Zorn auf den See hinausstartete. Seine Augen waren rot gerändert, er sah verquollen aus wie ein Säufer, der sich einen letzten Drink genehmigen will. Nur noch einen Drink, ganz bestimmt. Aber das hatte er sich auch beim letzten Glas schon vorgenommen. Versprechen wurden gegeben, um sie wieder zu brechen.

Flora hatte ihres auch gebrochen.

Ich war froh, als ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, und stellte mich neben Arno. Es war eine Art Verbrüderung, die uns so etwas wie eine wundersame Linderung verschaffen sollte.

Arno sah mich verständnislos an. »Wieso hat sie das getan? Wieso?«, fragte er deprimiert.

Ich zuckte nur die Achseln, mit dem festen Willen, diese kleine, gewichtige Episode aus meinem Hirn zu streichen ...

... und das hatte ich auch tatsächlich hinbekommen. Bis zu dieser Nacht. Weder Flora noch Diego, Arno, Jürgen oder

ich hatten danach auch nur eine einzige Silbe darüber verloren, was im Laacher See geschehen war. Es war niemals darüber gesprochen worden. Wir tabuisierten es. Alle. Ich ging sogar noch weiter, denn ich löschte das Vorkommnis, dieses anrühige Zwischenspiel aus meinem Verstand. Ich verbannete es in über fünfzig Meter Tiefe, in den Windungen meines Hirns. Wo es lange unauffindbar blieb.

Aber nun hatte es wieder einen Weg gefunden, sich an die Oberfläche meiner Wahrnehmung zu bahnen und zurück-zukehren. Es war wie mit einem Stück Holz, das man weit ins Meer hinauswirft und das wochenlang auf den Wellen treibt, bis es erneut an Land gespült wird. Doch es war leider kein Stück Holz, das in meinem Bewusstsein trieb. Es war dieses Zerrbild von meinen Freunden. Flora und Diego. Im Tode vereint. In inniger Umarmung. Ihre nackte Brust auf seiner Haut, ihre Lippen an seinen Lippen.

Genug, Daniel, es ist genug.

Das war es, sicherlich, und ich begriff es. Aber nicht nur das. Denn mit jedem weiteren Schritt in Richtung Hütte würde ich eine andere Sequenz von früher sehen. Der Film-vorführer erwartete von mir, dass ich bereit war, alles zu sehen. Ich war der einzige Zuschauer. *Ignoriere die beißende Kälte, ignoriere den Schmerz in deinem linken Bein, den du auf dem Weg hierher so erfolgreich verdrängt hast und der jetzt allmählich wieder aufflammt. Komm einfach her zu mir und genieße den Streifen, Daniel,* sagte er und lud mich ein. *Willkommen zu einer ganz speziellen, privaten Vorführung.*

Aber ich wollte nicht mehr sehen. Es reichte. Mir war schrecklich kalt und ich war nicht einmal mehr aufgebracht. Ich sehnte mich nur noch in mein warmes Hotelzimmer zurück.

Noch einmal blickte ich zur Hütte – und erschrak. Der Schatten war gar nicht mehr dort, als hätte ihn die Nacht verschluckt. Ich schaute mich um. Meine Blicke suchten das

Unterholz ab. Ergebnislos. Der Filmvorführer war gegangen. Ich hatte mich also getäuscht. *Er* hatte seine Aufgabe bereits erfüllt. Jedenfalls für diesen Moment.